

Wie der Tag X zur Chance wurde

75-Jahre D-Day und was wir daraus lernen können – oder Antiamerikanismus ist Selbstmord

Von Prof. Dr. Michael Wolffsohn

Gedenktage sind eine gute Gelegenheit, sich Gedanken zu machen. Nicht nur über die Vergangenheit, auch und gerade über Gegenwart und Zukunft.

Vor genau 75 Jahren, am 6. Juni 1944, landeten die Westalliierten, angeführt von den USA an der Normandie-Küste. Mit dabei Soldaten aus 14 anderen Staaten, darunter aus Großbritannien (samt Kolonien und Dominions), de Gaulles Frankreich (samt Kolonien) und Kanada.

D-Day war der dritte Wendepunkt im Krieg gegen das verbrecherische deutsche NS-Regime. Anders als damals und teilweise auch heute noch wahrgenommen oder behauptet, war es kein Krieg gegen Deutschland oder „die“ Deutschen, sondern gegen die NS-Terrorherrschaft über Deutschland, „die“ Deutschen und weite Teile Europas.

Der erste Wendepunkt war Stalingrad an der sowjetischen Ostfront. Die Niederlage wurde am 2. Februar 1943 besiegelt. Der zweite Wendepunkt war die Landung der Westalliierten auf Sizilien am 10. Juli 1943 mit dem folgenden Italienfeldzug. D-Day war der dritte Wendepunkt, obwohl im Zusammenhang mit der Normandie-Landung oft und falsch von der „Zweiten Front“ gesprochen wird.

D-Day führte über die Kapitulation in die Freiheit

Selbst der kommunistische Millionenmörder Stalin führte nicht gegen „die“ Deutschen Krieg, sondern reaktiv, defensiv gegen Hitler und Konsorten. „Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber bleibt“, sagte Stalin 1945 – und errichtete aus Rache und Machtgier die DDR-Diktatur.

D-Day führte über Deutschlands bedingungslose Kapitulation in die Freiheit. Zunächst nur im Westen. Das waren die Etappen: zunächst die großmütige Hilfe von Amerikanern. Unmittelbar nach dem Sieg über Hitler-Deutschland schickten sie den hungernden und frierenden Deutschen Millionen lebensrettender CARE-Pakete. Es folgte der Marshall-Plan, die Grundlage für den wirtschaftlichen Wiederaufstieg Westdeutschlands. Vor- und Leitbild fürs Grundgesetz war die US-Verfassung.

Bereits 1950 war Amerika bereit, den einstigen Feind wieder zu bewaffnen. Auch aus Eigeninteresse. Doch wer hat zuvor den einstigen Feind wieder aufgerüstet? „Sicher ist sicher“, dachten die Entscheidungsträger im Kalten Krieg sowohl auf der westlichen als auch östlichen Seite des Eisernen Vorhangs und beließen die Besatzungstruppen als „Verbündete“ im jeweiligen Deutschland. Den Westdeutschen bekam das bestens. Das sicherte ihre Freiheit und bescherte ihnen die Wiedervereinigung.

Dasselbe Ereignis kann zu unterschiedlichen Zeiten, aus unterschiedlicher Sicht oder von unterschiedlichen Personen jeweils anders betrachtet und bewertet werden. Die Bewertung der Vergangenheit in der jeweiligen Gegenwart ist somit zugleich ein Maßstab. Er zeigt die Nähe oder Distanz von Individuen oder Gruppen zum oder vom „Mainstream“.

Jenseits des pseudofaktischen Hauptstroms ist am jetzigen D-Day-Jubiläum analytisch festzuhalten: Wie 1944 kriselt es heute



Bei der Landung am Omaha Beach (Calvados, Frankreich) in der Normandie am Morgen des 6. Juni 1944 geraten US-Truppen unter schweren Beschuss der deutschen Stellungen. Foto: CC by Robert F. Sargent / NARA



Rettingsaktion bei der Invasion am D-Day am Utah Beach. Foto: CC by Weintraub

in Deutschland politisch-geografisch, wenngleich gottlob ohne Krieg und aus ganz anderen Gründen, an allen drei damaligen Fronten: im Westen gegenüber den USA und auch Frankreich plus Großbritannien. Im Osten gegenüber Russland und Polen. Im Süden gegenüber Italien und Südeuropa. Könnte das auch „unsere“ Schuld sein?

Die Westbindung garantiert Deutschlands Sicherheit

Neben dem Beschreiben und Bewerten der Vergangenheit lenken Gedenktage nicht nur das Interesse von Fachleuten, sondern – als Ergebnis pädagogischer, politischer sowie medialer Steuerung (andere sagen: „Manipulation“) – auch die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf das Hauptthema oder die Nebenthemen des Gedenkens. Im Zusammenhang mit dem D-Day ist das Verhältnis Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Amerika sowie zu seinen Nachbarn im Westen und Osten DAS Thema.

D-Day war der Anfang des zweiten Sieges der USA über Deutschland im 20. Jahrhundert. Auch auf-

fre „D-Day“ scheinen Politik und Gesellschaft Deutschlands wieder veräußern zu wollen. Antiamerikanismus hat wieder Hochkonjunktur. Historisch betrachtet, ist das, abgesehen von der beschriebenen Unterbrechung, nichts Neues. Tatsächlich neu ist die Tatsache, dass dieser Antiamerikanismus auch nicht durch eine CDU-Kanzlerschaft gebremst wird. So gesehen, steht Angela Merkel nicht in der Tradition eines Konrad Adenauer oder eines Helmut Kohl. Sie wandelt eher auf den Spuren von Kaiser Wilhelm Zwei und personifiziert einen auch in der Gesellschaft weit verbreiteten Neu-Wilhelminismus.

Die Trump kommen und gehen, wir sind unterlegen

Die meisten interpretieren die variierte Wiedergeburt des Wilhelminismus als Reaktion auf US-Präsident Trump. Der Schein trügt, denn spätestens nach John F. Kennedy, seit Mitte der 1960er Jahre, grassiert der neudeutsche Antiamerikanismus. Der altdeutsche stammt aus dem 19. Jahrhundert. Der neue begann mit Lyndon B. Johnson wegen Vietnam. Er war hierzulande ebenso verhasst wie Richard Nixon und, lange nach Vietnam, Reagan und Bush junior. Gerald Ford und Jimmy Carter wurden als Leichtgewichte oder Trottel gehandelt, und Bush Vater verübelte man den Irakkrieg von 1991. Dass er mehr als jeder andere Ausländer Deutschlands Wiedervereinigung ermöglichte, verdrängte die Mehrheit „der“ Deutschen schnell. Bill Clintons Sexismen amüsierten, und selbst unter Obama gingen Millionen auf die Straße, weil sie – polemisch überspitzt – den Import von US-Chlorhühnchen als Angriff auf die ökologische Reinheit der deutschen Wirtschaft fürchteten.

Der klotzende Donald Trump (vgl. „Donald Trump / Bill Zanker: Nicht kleckern, klotzen! Der Wegweiser zum Erfolg – aus der Feder

eines Milliardärs“, Börsenmedien AG 2008) lehrt sie nun alle nicht nur das wirtschaftliche Fürchten. Wir klotzen zurück. Das mag emotional verständlich sein. Wer allerdings sowohl militärisch als auch wirtschaftlich von Größeren und Stärkeren abhängig ist, muss zwar von denen nicht alles hinnehmen, sollte aber beim Rück-Klotzen bedenken, dass dem ein ökonomisch selbstmörderischer Rückstoß folgen könnte. Denn auch das ist eine D-Day-Lehre: Am Ende erwies sich die amerikanische Volkswirtschaft der deutschen haushoch überlegen. Das ist heute nicht anders als damals.

Seit dem 19. Jahrhundert ist auch der kulturelle und wissenschaftliche Antiamerikanismus in Deutschland verinnerlicht. In der Nobelpreis-Statistik liegt das heutige Deutschland weit hinter den USA. Das war bis zum ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ganz anders. NS-Unmoral und -Verbrechen führten zu Flucht und Auswanderung deutsch(jüdischer) Spitzenkultur und -wissenschaft sowie, als direkte Folge, zur Einwanderung in die USA. Bis heute profitiert Amerika davon und leidet Deutschland daran.

D-Day aus historischer Sicht beinhaltet für Deutschland DIE Lehre schlechthin: Die Trump kommen und gehen, wir bleiben, auch selbstverschuldet, unterlegen. Auch deshalb ist ANTIAMERIKANISMUS SELBSTMORD.

■ Prof. Dr. Michael Wolffsohn

Historiker und Publizist; Hochschullehrer des Jahres 2017; Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2018; seine letzten Bücher: „Zum Weltfrieden. Ein politischer Entwurf“ (dtv, München 2015); „Deutschjüdische Glückskinder. Eine Weltgeschichte meiner Familie“ (dtv, München 2017), „Friedenskanzler? Willy Brandt zwischen Krieg und Terror“ (dtv, München 2018).